

# Das Projekt der Aufarbeitung der eigenen Geschichte im Wittekindshof

*Wenn in einer Einrichtung ein klarer Kurs für die Zukunft bestimmt werden soll, dann ist es wichtig zu wissen, wo sie herkommt, was sie geprägt hat und wo sie heute steht. Anlässlich des anstehenden 125-jährigen Jubiläums der Diakonischen Stiftung Wittekindshof (DSW) wird es deshalb in den nächsten zwei Jahren eine Aufarbeitung der bisherigen Geschichte des Wittekindshofes geben.*

Die aktuelle Situation der Diakonischen Stiftung Wittekindshof ist gekennzeichnet durch starke Veränderungen. Während über lange Jahre die meisten Angebote zentral auf einem großen Gründungsgelände in Volmerdingsen konzentriert waren, werden nun zunehmend zahlreiche Angebote in verschiedenen Teilen Westfalens entwickelt.



Das Konzept einer klassisch geprägten Anstalt, die für Menschen mit Behinderung einen „Ort zum Leben“ bietet, war im Wittekindshof noch bis zur Jahrtausendwende maßgeblich. Erst seit etwa 2002 hat man systematisch eine Öffnung des vormalig in sich relativ geschlossenen Systems Anstalt für das gesellschaftliche Umfeld betrieben. Die Überlegungen über die zukünftige Entwicklung sind aktuell geprägt

durch einen breit angelegten Leitbildprozess.

Das dabei bereits unter Beteiligung von 80 Prozent der Mitarbeitenden erarbeitete Handlungsleitende Bild folgt dem Leitwort: „Teilhabe in jedem Lebensalter“. Darüber wurde im „Durchblick“ schon ausführlich berichtet.

## 1. Die Ausgangssituation der historischen Aufarbeitung

Ausgangspunkt war also nicht zuletzt der Wunsch, die eigene Herkunft auf dem Hintergrund des laufenden Leitbild- und Strategieprozesses zu klären. Die Initiative zur Erforschung der Vergangenheit ging dabei ohne Druck von außen vom Wittekindshof selbst aus.

Unter diesen Voraussetzungen wurde bereits im November 2008 Prof. Dr. Hans-Walter Schmuhl von der Universität Bielefeld angefragt, ob er eine historische Untersuchung der gesamten Wittekindshofer Geschichte seit 1887 durchführen könnte. Prof. Schmuhl sagte zu, dies in bereits bewährter Zusammenarbeit mit Frau Dr. Ulrike Winkler vorzunehmen. Die Untersuchung wird zum 125-jährigen Jubi-

läum der Stiftung an Trinitatis 2012 vorliegen. Sie soll jedoch im Gegensatz zur 100-Jahres-Festschrift des Wittekindshofes von 1987 nicht als selbst produzierte Jubiläumsschrift, sondern als externe Aufarbeitung angelegt sein, bei der auch historisch-kritische wissenschaftliche Methoden angewendet werden.

Eine kritische Haltung der Forschenden gegenüber der Stiftung wird dabei bewusst in Kauf genommen und ist sogar erwünscht. Natürlich findet dann aber für die Endfassung eine Abstimmung zwischen dem Wittekindshof und den externen Verfassern statt, aber nicht im Sinne einer Zensur, sondern einer guten Verständigung über die Darstellung der Ergebnisse der Untersuchung.

Bei der Arbeit im Projekt werden sowohl schriftliche Quellen aus eigenen und fremden Archiven als auch Darstellungen historischer Zeitzeugen, Bewohner wie Mitarbeitende, berücksichtigt. Mit den Zeitzeugen werden dabei Interviews geführt.

Ein wesentlicher Akzent für das Projekt wurde im Frühjahr 2009 durch die Initiative einer ehemaligen Bewohnerin des Wittekindshofes aus den 50er und 60er Jahren

gesetzt. Sie fühlte sich durch eine Wittekindshofer Traueranzeige für eine ehemalige Mitarbeitende sehr provoziert. Darin hieß es, dass die Liebe und das Engagement der Verstorbenen den Menschen mit Behinderungen gegolten habe. Deshalb wandte sich die ehemalige Bewohnerin von Süddeutschland aus an die Presse in Bad Oeynhausen, um ausführlich zu schildern, was sie in dem Haus erlebt hatte, das unter der Mitleitung der besagten ehemaligen Mitarbeitenden stand. Dabei wurden erhebliche Vorwürfe von Misshandlungen geäußert und in mehreren Zeitungsartikeln publiziert, z.B. unter der Überschrift: „Der Wittekindshof war die Hölle“ (als Zitat der Betroffenen).

Die genannte Bewohnerin wurde daraufhin in den Prozess der historischen Aufarbeitung mit einbezogen. Es fanden Gespräche mit dem Vorstandssprecher des Wittekindshofes und Prof. Schmuhl statt. Vom Zuschnitt des gesamten historischen Projektes her wurde nun ein besonderer Akzent auf die 50er und 60er Jahre sowie die Gewaltfrage gelegt. Eine Vorstudie dazu wird durch Prof. Schmuhl und Dr. Winkler voraussichtlich noch in diesem Jahr entstehen und dann veröffentlicht werden. Sie wird zugleich einen Beitrag zu der aktuell in der Öffentlichkeit laufenden breiten Diskussion über die so genannte Heimkindererziehung in den 50er und 60er Jahren liefern.

## 2. Zum gegenwärtiger Stand

Erste Interviews und Sichtungen der Akten durch Prof. Schmuhl und Dr. Winkler haben bereits stattgefunden. Die konzentrierte Arbeit im Archiv hat im Januar 2010 begon-

nen. Es gibt gewisse personelle Schwierigkeiten da Rainer Kregel, der Archivar des Wittekindshofes erkrankt ist und Michael Spehr, sein Vertreter, sich erst einarbeiten muss. Das Archiv ist relativ klein, aber gut sortiert. Pfarrer Klaus Weitkamp arbeitet wesentlich mit bei der Erschließung der Quellen.

Das Thema erzeugt insgesamt nicht nur extern, sondern auch innerhalb des Wittekindshofes großes Interesse. So wurden bereits in den Medien etliche Beiträge zu dem Vorhaben veröffentlicht. Dabei wurde die Bereitschaft, die eigene Geschichte offen aufzuarbeiten, durchaus positiv gewürdigt. Intern werden die am Prozess Beteiligten immer wieder durch aktuelle und ehemalige Bewohner/innen und Mitarbeitende angesprochen. Sie äußern den Wunsch, bei der historischen Forschung durch Erfahrungsberichte mitwirken zu können.

Die Vorgänge in den Heimen für Kinder und Jugendliche in den 50er

und 60er Jahren werden zurzeit nicht nur im Wittekindshof, sondern auch an anderen Stellen untersucht. So gibt es in Berlin einen „Runden Tisch Heimerziehung“ der Bundesregierung, an dem diese Fragen behandelt werden. Um die Arbeiten im Wittekindshof mit denen anderer Träger zu vernetzen, arbeitet der Vorstandssprecher des Wittekindshofes in der vom Präsidenten des Diakonischen Werkes der EKD eingeladenen Begleitgruppe zum Runden Tisch mit.

Beim letzten Treffen wurden die bisherigen Initiativen zur historischen Aufarbeitung dieser Zeit, die es bei den verschiedenen diakonischen Trägern aktuell gibt, gesammelt. Es wurde dabei deutlich, dass die spezielle Frage der historischen Vorgänge in den Heimen der Jugendhilfe, wie sie zurzeit öffentlich besonders intensiv diskutiert wird, nicht starr vom Bereich der Behindertenhilfe getrennt werden kann. In beiden Bereichen gab es einander entsprechende Entwicklungen,

und die Grenzen der Unterscheidung behindert/nicht behindert für die betreffenden Klienten waren oft fließend.

Es gab zahlreiche Kinder und Jugendliche, die nach heutigem Erkenntnisstand eigentlich nicht (geistig) behindert waren, sondern eher als Sozialwaisen nach dem Zweiten Weltkrieg irgendwie ihren Weg in die Diakonische Stiftung Wittekindshof fanden. Einige von ihnen leben bis heute hier.

Aus den bisherigen Vorarbeiten im Wittekindshofer Geschichtsprojekt ergeben sich erste Einschätzungen zu diesem Thema, ohne damit den Untersuchungen von Prof. Schmuhl und Dr. Winkler vorgreifen zu wollen. Nach den bisherigen Eindrücken hat es in mehreren Häusern in den 1950er und 60er Jahren ausgesprochen schwierige Arbeitsbedingungen gegeben, die zum Teil auch zu problematischen Vorgängen geführt haben.

Die Arbeit war geprägt durch eine aus heutiger Sicht unangemessene Konzentration des Wohnens und Lebens von Menschen mit Behinderungen auf dem zentralen Anstaltsgelände und in einigen wenigen so genannten Außenstellen. Das zahlenmäßige Verhältnis von Mitarbeitenden zu unterstützten Menschen mit Behinderungen war ausgesprochen niedrig. Es gab deutlich zu wenig fachlich für die Behindertenhilfe ausgebildete Mitarbeitende. Diese Grundsituation führte regelmäßig zu Überlastungssituationen mit entsprechenden Folgen.

Diese äußerst schwierigen Rahmenbedingungen wurden von der damaligen Gesellschaft zumindest



Erntewagen am Marienheim in den 50er Jahren

gebilligt und genau in dieser Form auch finanziell gefördert. Grundanatz der öffentlichen Behindertenhilfe war offensichtlich eine Ausgliederung der Menschen besonders mit geistiger oder mehrfacher Behinderung aus dem alltäglichen gesellschaftlichen Leben. Dabei ist allerdings zu beachten, dass Menschen mit Behinderung nun immerhin mit den elementarsten Lebensmitteln versorgt wurden, während sie noch wenige Jahre zuvor in der NS-Zeit in großem Umfang getötet oder dem Sterben überlassen wurden. Insofern handelt es sich bei der Behindertenhilfe der 50er und 60er Jahre trotz aller problematischen Seiten auch um eine elementare Leistung der Hilfe zum Leben, die zunächst einmal grundsätzlich gewürdigt werden sollte.

Unter den genannten schwierigen Grundbedingungen des Lebens und Arbeitens im Wittekindshof haben dann aber nicht nur Bewohner/innen, sondern auch damalige Mitarbeitende gelitten. Dabei hat es bei zahlreichen Menschen verletzende Erfahrungen gegeben. Die beteilig-

ten Personen haben sich zumeist darum bemüht, unter den aus heutiger Sicht zum guten Teil unverantwortlichen Voraussetzungen in der konkreten Arbeit möglichst gute Lebens- und Arbeitsbedingungen herzustellen. Ob es Fälle gegeben hat, in denen Mitarbeitende sich auch unter Einrechnung dieser schwierigen Gesamtsituation unangemessen, verantwortungslos und auch illegal verhalten haben, wird auf der Basis der historischen Untersuchungen zu prüfen sein. Dabei gilt in jedem Falle, dass aus Gründen des Datenschutzes keine auf einzelne Personen bezogenen Aussagen veröffentlicht werden.

## 3. Ausblick

Bei der bisherigen Beschäftigung mit dem Thema wurde deutlich, dass es sich in mehrfacher Hinsicht um äußerst sensible Fragen handelt. Das betrifft erstens die persönlichen Lebensgeschichten der betroffenen Menschen, und zwar sowohl der Mitarbeitenden als auch der durch sie in den Einrichtungen unterstützten Personen. Hier gibt es



Verkaufsstelle in den 50er Jahren

viele traumatische Erlebnisse aufzuarbeiten. Die historische Forschung kann ein erster Schritt dazu sein. So zeigen die Erfahrungen aus den bisherigen Gesprächen, dass allein schon das Gefühl des Wahr- und Ernstgenommenwerdens für die Betroffenen wohltuend und hilfreich ist. Es wird hier darum gehen müssen, möglichst frühzeitig und aus eigener Initiative auf diese Menschen zuzugehen und mit ihnen über diese Fragen ins Gespräch zu kommen. Dann kann hoffentlich ein offener Dialog entstehen, der möglichst wenig durch eine nicht zuletzt von Medien geschürte Polemik und entsprechende Reaktionen in der Öffentlichkeit belastet ist.

Ein zweiter sensibler Punkt ist, dass die genannten Probleme nicht nur in der Stiftung Wittekindshof auftauchten, sondern auch in weiteren Einrichtungen der Jugendhilfe und auch der Behindertenhilfe. So wird in den nächsten Wochen ein Buch über die Geschichte eines Hauses der Volmarsteiner Anstalten erscheinen, das ebenfalls von Prof. Schmuhl und Dr. Winkler verfasst wurde und die damaligen dortigen Verhältnisse darstellt. Es handelt sich damit, wie ich oben schon andeutete, um ein gesamtgesellschaftliches Problem der deutschen Nachkriegszeit.

Der dritte und entscheidende Punkt muss deshalb die unbedingte Verpflichtung zu einer guten Weiterentwicklung unserer Eingliederungshilfe und auch unserer Gesellschaft sein. Der wesentliche Effekt solcher historischen Aufarbeitungen muss darin bestehen, Konsequenzen für die aktuelle Verbesserung der Unterstützung von Menschen mit Behinderung sowie Kindern und

Jugendlichen zu ziehen. Deshalb sollte die historische Aufarbeitung dieser Fragen nicht für sich stattfinden, sondern in Verbindung mit Überlegungen über zukünftige Konzepte, Leitbilder und Strategien stehen. Zusätzlich muss es uns auch um die aktive Veränderung unserer Gesellschaft insgesamt auf dem Hintergrund der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung gehen.

Orientierungspunkt ist dabei nicht nur der Gedanke der Inklusion, also der vollen Einbeziehung von Menschen mit Behinderung in das gesellschaftliche Leben, wie sie jedenfalls in der englischen Fassung der UN-Konvention ausgedrückt ist. Zielpunkt wäre für mich darüber hinausgehend die von Prof. Schmuhl in einem Vortrag so genannte Vorstellung der „Vielfalt als Normalfall“. Das entspricht meines Erachtens der grundlegenden Einsicht des Christentums, wie sie in den frühen Texten des Neuen Testaments wiedergegeben sind: Dass nämlich die christliche Gemeinde als Gemeinschaft gleichberechtigter Menschen unabhängig von ihren Eigenschaften zu verstehen ist, die alle in gleicher Weise von Gott geliebt sind. Daraus ergibt sich gewissermaßen natürlicherweise eine Vielfalt der Gemeinschaft als Normalfall.

Deshalb werden in den frühen christlichen Bibeltexten die damals in der Gesellschaft ausgegrenzten Personengruppen sehr bewusst in die christliche Gemeinschaft aufgenommen und mit allen Rechten (und Pflichten) ausgestattet.

So werden z.B. im Römerbrief in Kap. 16,1-7 die drei Frauen Phöbe,

Priska und Junia als Führungspersönlichkeiten in der Gemeinde dargestellt. Im Philemonbrief bittet Paulus den Philemon, seinen Sklaven und Glaubensbruder Onesimus frei zu lassen. Und die Apostelgeschichte erzählt in Kap. 8, 26-39, dass mit dem Eunuchen aus Äthiopien der erste Christ nichtjüdischer Herkunft ein Körperbehinderter war. Wahrscheinlich hatte sogar der Apostel Paulus selbst eine Behinderung.

Solche christlich begründete „Vielfalt als Normalfall“ zu verfolgen, sollte deshalb auch Kerngedanke unseres heutigen diakonischen Handelns sein. Es geht darum, eine diakonische Arbeit und eine Gesellschaft mit zu gestalten, in der niemand aufgrund seiner Eigenschaften und Fähigkeiten ausgegrenzt und benachteiligt wird, so dass in unseren menschlichen Gemeinschaften eine Vielfalt als Normalfall entstehen kann.

Pfarrer Prof. Dr. Dierk Starnitzke,  
Vorstandssprecher



Gartenarbeit am Gronauer Annaheim in den 60er Jahre